

Peter Schreiner

HANS-GEORG BECK UND DIE BYZANTINISCHE THEOLOGIE:
ZUM 100. GEBURTSTAG EINES GROSSEN GELEHRTEN

„Jedenfalls war es zunächst die byzantinische Theologie und ihre Literatur in die ich geriet, und die ich mit einem mir heute selbst kaum noch vorstellbaren Eifer betrieb. Am Ende dieser Periode steht mein „Brandopfer“ – ich verwende das Wort nicht unbedacht. Ein Opfer von Hunderten byzantinischen Theologen und Aberhunderten ihrer Traktate auf mühseligen und unsäglich langen 800 Buchseiten, in denen vieles zu Asche verbrannte, was mir früher teuer war. Ich kann mich in diesen Seiten nicht mehr wieder finden; der Wälzer verrottet mir allzu langsam. Er kommt mir heute vor wie ein aufgelassener Steinbruch. Hier und da taucht jemand auf, um einige Brocken herauszukarren, natürlich ohne „acknowledgment“ – der Besitzer lässt ja nichts mehr von sich hören. Es dauerte Jahre, bis mich diese Klausur entließ, was nicht ohne Verletzungen abging, die manche Narben mit sich brachten“.

Dies sind die eigenen Worte von Hans-Georg Beck (Abb. 1) in einer privat publizierten Schrift aus dem Jahr 1990, betitelt „Abschied von Byzanz“ (Abb. 2). Sie wurde angeregt von Joseph Brodskys Essai „Flight from Byzantium“, und Beck stellt sich die Frage: „Ist Flucht aus Byzanz auch mein Problem?“ Vielleicht – jedenfalls aber der Abschied von Byzanz. So denkt Beck im Alter von 80 Jahren. Seinen Abschied von der Theologie hatte er schon viel früher genommen. Oder vielleicht doch nicht ganz?

Das Leben von Hans-Georg Beck war von Anfang an in ganz natürlicher Weise mit dem katholischen Glauben seiner bayrischen Heimat verbunden, ein Glaube, der in seinen Jahren des Lebens im Kloster zur Pflicht und durch das Studium der katholischen Theologie auf den Prüfstand gelegt wurde.

Beck wurde am 18. Februar 1910 in Schneizlreuth zwischen Reichenhall und Berchtesgaden, unweit von Salzburg geboren (Abb. 3, 4a, 4 b). Er besuchte die Gymnasien von Scheyern und Ettal, machte 1929 das Abitur und trat im selben Jahr im Kloster Scheyern in den Benediktinerorden ein. Dies bedeutete notwendig ein Studium der Theologie, das er in München absolvierte und 1936 mit dem Doktorgrad in Theologie abschloss. Zu seinen Münchner Lehrern gehörten Kurt Huber, der spätere Widerstandskämpfer, im Studium der Philosophie, und Martin Grabmann, der große Scholastiker, der Becks theologisches Denken nachdrücklich prägte. Noch entscheidender für seine geistige Entwicklung war aber sein Studienjahr in Rom 1930-1931, die Freundschaft mit dem fast gleichaltrigen François Masai und das Erlebnis der orthodoxen Liturgie in Rom. Die Jahre des Klosters in Scheyern nach 1936 waren von ständigen Auseinandersetzungen mit dem Abt geprägt, und ließen Beck vielleicht nicht an der Theologie zweifeln, aber am Glauben und an der Kirche. In einer politisch schweren Zeit, 1944, verließ er das Kloster. Er fand wieder die Verbindung zur Münchner Universität, habilitierte sich 1949 in der Philosophischen Fakultät, er wurde 1956 außerplanmäßiger Professor und folgte 1960 Franz Dölger als Leiter des Lehrstuhls, den er bis zu seiner Emeritierung 1975 innehatte. Im Gegensatz zu seinen Jahren unter der Obhut der Kirche war sein Leben in der Welt von großen wissenschaftlichen und persönlichen Erfolgen gekrönt, auf die im einzelnen einzugehen hier nicht der Ort ist. Es sollte aber nicht verschwiegen werden, dass ihn besonders in den späteren Lebensjahren bis zu seinem Tode, am 25. Mai 1999, der Zweifel plagte, ob er Recht getan habe, sich der Byzantinistik zu widmen.

I.

Wenngleich Beck sich im Alter von der Beschäftigung mit der theologischen Literatur deutlich distanzierte, bleibt als Faktum, dass er als erster eine Darstellung der theologischen Literatur verfasst hat. Nicht die Theologie stand für ihn im Mittelpunkt, und schon gar nicht Theosophie, sondern Autor und Werk, sowie die theologische Genera. Bis an die Schwelle des 20. Jhd. war theologische Literatur allein auf die verschiedenen Genera aufgeteilt, und oft fehlte eine deutliche Trennung zur Patristik. Beck hat in der Einleitung zu seinem Hauptwerk erstmals diese Entwicklung zusammenfassend dargestellt. Der Gegenstand brachte es mit sich, dass Texte, in einer Edition und oft auch nur in einer lateinischen Übersetzung, weitaus früher zur Verfügung standen als dies im Bereich der profanen Literatur der Fall war. Dies gilt in erster Linie für die Hagiographie. Im 17. Jhd. wurden, vor allem in Frankreich, unter dem Eindruck des Corpus Parisinum der Geschichtsschreiber, auch die liturgischen Formulare gesammelt und die Dogmengeschichte erhält durch das Corpus der Konzilsakten eine sichere Grundlage. Die Nova Bibliotheca Manuscriptorum des Philippe Labbe förderte die handschriftliche Forschung. Durch eine Fülle von Einzelabhandlungen ragte in Italien Leone Allacci heraus, der durch seine griechische Provenienz besonders eng auch mit der byzantinischen Theologie verbunden war. In Deutschland schuf die Bibliotheca Graeca des Johannes Albertus Fabricius und dessen Sammeltätigkeit wichtige Voraussetzungen für einen Überblick. Besonders hoch schätzte Beck den Beitrag Russlands zur theologischen Byzantinistik am Ende des 19. Jhd. ein: „Russlands Beitrag zur theologischen Byzantinistik ist um diese Zeit viel bedeutsamer als allgemein angenommen wird... Das geht nicht zuletzt auf die Tatsache zurück, dass in Russland die großen Vertreter der profanen Byzantinistik – aus Anlage, Glaube und Erbe – sich den Theologica ebenso verbunden fühlten wie den übrigen byzantinischen Stoffen“. Er nennt dann Vasilij Vasilevskij, Alexej Pavlov, Nikolaj Krasnoselcev, Alexander Kirpičnikov und andere mehr. In Deutschland legten Adolf von Harnack und ihm folgend Hans Lietzmann die Grundlagen für eine wissenschaftliche Patristik, auf der eine Darstellung der byzantinischen Theologie aufbauen konnte.

II.

Wir sprachen bisher von den membra disiecta einer byzantinischen Theologie, von Einzelarbeiten, aber auch von großen Editionsunternehmen, denen insgesamt höchste Bedeutung zukommt. Es waren Bäume, deren Fülle den Wald nicht mehr erkennen ließ. Da trat die Gestalt Karl Krumbachers in den Raum der byzantinischen Forschung. (Abb. 5). Für ihn war es selbstverständlich, dass die byzantinische theologische Literatur einen Bestandteil der gesamten byzantinischen Literatur darstellt und er betrachtete sie, zurecht, als Teil des byzantinischen Lebens, zumal viele Autoren, die uns bedeutende Werke der profanen Literatur hinterließen, nicht minder dauerhaftes in den verschiedenen Bereichen der Theologie geleistet haben. Auch in ihrer sprachlichen Gestalt, dem attischen rhetorischen Stil, stehen die meisten theologischen Werke mit den profanen auf einer Ebene. Aber Krumbacher, der erstmals die profane Literatur ordnete und systematisierte, konnte nicht gleichzeitig und in eigener Person auch die theologische Literatur bearbeiten. Sie fehlt daher in der ersten Auflage seiner Geschichte der byzantinischen Literatur aus dem Jahr 1891. Niemand hat dies mehr bedauert als der Autor selbst, wie er in seinem Vorwort sagt: „Daran ist nicht Abneigung schuld, sondern Mangel an Zeit und Vorarbeiten. Eine wissenschaftliche Darstellung der theologischen Literatur konnte ohne ein gründliches Studium der Kirchengeschichte nicht gewagt werden. Hierfür fehlt es aber an geeigneten Hilfsmitteln... Gern hätte ich wenigstens dem interessanten Gebiet der Hagiographie ein eigenes Kapitel gewidmet. Aber auch hier gebrach es an Vorarbeiten, und an der Kraft, das Fehlen derselben

durch eigene Forschung auszugleichen“. Bereits sechs Jahre später, als die zweite Auflage der Literaturgeschichte erschien, hatte sich die Situation verändert: „Da war es denn hoch erfreulich“, heißt es im Vorwort, „dass sich Herr Albert Ehrhard, Professor der Kirchengeschichte in Würzburg, auf mein Ersuchen bereit finden ließ, das Kapitel der Theologie auszuarbeiten“. Albert Ehrhard (Abb. 6), 1862 im Elsass geboren, war damals Mitte der Dreißig und hatte sich schon durch Arbeiten auf dem Gebiet der theologischen Byzantinistik einen Namen gemacht. Wie schwer es für ihn trotzdem war, einen konzisen Beitrag zu verfassen, davon zeugen viele mahnende und drängende Briefe Krumbachers, die die Bayerische Staatsbibliothek in München aufbewahrt. In der neuen Auflage steht die Theologie an der ersten Stelle und umfasst 180 Seiten (Abb. 7). Erhard hat die theologische Literatur systematisiert: Dogmatik und Polemik/Exegese/Askese und Mystik/Geistliche Beredsamkeit (womit die Homiletik gemeint ist) und Katenen. Die byzantinische Theologie ließ Albert Ehrhard nicht mehr los. 1937 erschien, drei Jahre vor seinem Tod, der erste Band seiner „Überlieferung und Bestand der hagiographischen und homiletischen Literatur der griechischen Kirche“. Ehrhard hat entscheidend den Weg bereitet, der zum Handbuch Becks führte. Es dauerte 60 Jahre, bis dieser Weg abgeschlossen war und 1959 schließlich das monumentale Werk Becks erschien. Als 1940 Georg Ostrogorsky seine „Geschichte des byzantinischen Staates“ in der ersten Auflage veröffentlichte, war es an der Zeit, der theologischen Literatur einen eigenen Band zu widmen. Albert Ehrhard konnte die Aufgabe nicht mehr übernehmen, er vertraute aber Beck seine Vorstellungen an. Beck hat später einmal mündlich geäußert, dass es gar nicht so schwer war, das Buch abzufassen, wenn man Ehrhards Vorarbeiten kenne und seine Systematik beachte. Wenn sich die Abfassung trotzdem über fast 20 Jahre hinzog, so lag die Schwierigkeit weniger an der Materie als an den äußeren Umständen, von denen schon die Rede war.

Aus einem Überblick von 180 Seiten im Jahre 1898 war nun 1959 ein Handbuch von 800 Seiten geworden. Beck hat seine Darstellung in vier Hauptteile gegliedert. Nur der 4. Teil, die „Geschichte der theologischen Literatur“ hat in Albert Ehrhards Resümee einen inhaltlichen und methodischen Vorgänger. Die ersten drei Teile sind neu und umfassen die „Kirche“ als administrativen und spirituellen Körper. Der Gesamttitel erfuhr daher auch die Erweiterung: Kirche und theologische Literatur. Allein die Kirchengeschichte blieb ausgeklammert, Beck nahm sich ihrer gesondert an.

Noch deutlicher als Krumbacher verwies Beck auf die Notwendigkeit, die Theologie in die byzantinischen Studien einzuschließen. So lautet denn der erste Satz der Einführung in das Handbuch: „Byzantinistik zu treiben, ohne Rücksicht zu nehmen auf die byzantinische Theologie und auf die Kirche im byzantinischen Staat, ist ein aussichtsloses Unterfangen, sooft es auch versucht wird. Kirche und Theologie sind so eng mit dem Gesamtphänomen Byzanz, aber auch mit all seinen Teilphänomenen verbunden, dass eine reinliche Scheidung ein Ding der Unmöglichkeit ist“. Umgekehrt betont Beck (in seinem Kapitel zur Entwicklung der theologischen Byzantinistik im selben Handbuch), dass die theologische Byzantinistik ohne die Byzantinistik im Allgemeinen nicht denkbar ist. Welcher war Becks ideologischer Standpunkt bei der Abfassung? Als er den Auftrag übernahm, war er katholischer Priester mit einem Studium der katholischen Theologie. Als er das Werk, zu Beginn der Fünfzigerjahre in den entscheidenden Phasen konzipierte, hatte er die Kirche verlassen und sich immer stärker der profanen Byzantinistik zugewandt. Beck selbst geht in der Einführung auf die „Tendenz“ der Werkes ein und sagt: „Ich hoffe, dass es keine Tendenz verrät, es sei denn den Willen zu wissenschaftlich einwandfreier Darstellung“ und fährt etwas später fort: „Das Handbuch richtet sich nicht an irgendwelche Kirchenpolitiker oder an Theologen irenischer oder polemischer Richtung, sondern an Byzantinisten und solche, welche mit echten Ergebnissen der Byzantinistik arbeiten wollen“.

Auch wenn Beck am Ende seines Lebens die Arbeit an diesem Buch skeptisch betrachtete, so blieb es zu Recht sein Hauptwerk, das die byzantinische Theologie als (fast) profane

Wissenschaft fixierte, weil sie der Verfasser ihrer Ideologie entkleidete. Das Glück für Becks theologische Forschung bestand darin, dass er verzichtete, Geistlicher zu sein (wenn er es in seinem Herzen jemals war), aber immer wissenschaftlicher Theologe blieb.

III.

Beck hat sich aber nie von der theologischen Diskussion verabschiedet, wenn wir darunter die Wirkungsweise von Glauben und kirchlicher Präsenz im Leben des Einzelnen und im Leben des Staates verstehen. Zunächst einige Zahlen: Wenn wir Rezensionen und Lexikonartikel beiseite lassen, hat Beck 33 Publikationen (Bücher und Aufsätze) auf dem Gebiet der Theologie verfasst und sie machen nahezu ein Drittel in seinem Gesamtwerk aus. Nur sieben davon liegen vor dem Erscheinen der „theologischen Literatur“. Die Theologie bleibt, auch wo sie oft nicht zu vermuten ist, der rote Faden im wissenschaftlichen Lebenswerk. Beck hat nie einen theologischen Text (aber auch keinen profanen) ediert, und er vermied es (von den Lexikonlemmata abgesehen), sich stärker der detailreichen Kurzdarstellung zu widmen. Trotzdem verfasste er auch in diesem Genre Beiträge, die bis heute Gültigkeit haben, wie seinen Hinweis auf die Benediktinerregel auf dem Athos oder zum Beinamen Symeons des Theologen. Auch der westlichen Theologie blieb er im Kleinen verbunden, etwa in einer Anmerkung zu einer Ausgabe zu Albertus Magnus. Die Verknüpfung von westlicher und östlicher Theologie ist auch der Inhalt seines ersten wissenschaftlichen Beitrags aus dem Jahr 1935: „Der Kampf um den thomistischen Theologiebegriff in Byzanz“, eine Thematik, die er 1952 wieder aufnahm mit der Übersetzung der Autobiographie des Demetrios Kydones. Die schöne Rede, die Beck im eigenen mündlichen und schriftlichen Gebrauch am Herzen lag, suchte und fand er auch bei den Theologen: „Rede als Kunstwerk und Bekenntnis: Gregor von Nazianz“ war der Titel eines Akademievortrags in München. Strukturelle Fragen der theologischen Forschung beschäftigten ihn bei der Fertigstellung des Handbuchs und führten (1957) zu einer kleinen Abhandlung über Stand und Aufgaben der theologischen Byzantinistik. Becks theologische Bibliographie entbehrt also nicht ganz der „Poikila“, die die Breite seines Denkens, seine Mannigfaltigkeit, aber nie Orientierungslosigkeit erkennen lassen. Die „Poikila“ verraten aber auch das Suchen nach Wegen. Eine solche Suche scheint mir auch seine erste Publikation zu sein, seine Münchner theologische Dissertation, erschienen im Jahr 1937: Vorsehung und Vorherbestimmung in der theologischen Literatur der Byzantiner. Providentia, griechisch pronoia war ein gemeinsames Thema des Westens und des Ostens. Der Gegenstand war, wie Beck in der Einleitung hervorhebt, auch nie ein Kontroversthemata zwischen den beiden Kirchen. Die Arbeit entstand unter Leitung des großen Kenners der scholastischen Philosophie, Martin Grabmann, und das Inhaltsverzeichnis zeigt eine scholastisch klare Gliederung. Im Duktus der Komposition lässt sich Weg zum Handbuch der theologischen Literatur erkennen.

IV.

Eine eigenständige Behandlung der Kirchengeschichte hat Beck ausdrücklich nicht in sein Handbuch aufgenommen. Sie gehört auch nicht in eine Literaturgeschichte, wäre aber sicher im Bereich „Kirche“ vertretbar gewesen, wo verschiedene kirchengeschichtliche Fakten bereits vorweggenommen sind. Eine vollständige Darstellung aber hätte den Gesamtcharakter dieses Handbuchs zerstört. Auf der anderen Seite war eine Geschichte der byzantinischen Kirche notwendig, weil sie als eigenständiges monographisches Opus nicht existierte: „Ein Verständnis der byzantinischen Kirche aus ihrer Eigenart heraus eröffnet sich wohl nur dann,

wenn die Geschichte dieser Kirche um ihrer selbst willen geschrieben wird“ sagt Beck in der Vorrede zu seiner Darstellung aus dem Jahr 1980 mit dem Titel „Geschichte der orthodoxen Kirche im byzantinischen Reich“. Mehr als im Bereich der theologischen Literatur gab es dort die verschiedenartigsten Darstellungen. Sie hatten allerdings mehr Wesen und Eigenart der byzantinischen Kirche zum Ziel und banden sie vielfach in das System der östlichen Kirchen im Allgemeinen ein. Vor allem aber waren sie überwiegend aus einer westlichen Sicht heraus verfasst. Dies bedeutet nicht a priori die Meinung der römischen Kirche, aber doch vielfach ein Unverständnis der Verbindungen von Staat und Kirche, die für Byzanz charakteristisch sind, aber nicht mit dem Schlagwort „Cäsaropapismus“ abgetan werden können. Beck hat vielfach eigene „Vorarbeiten“ eingebracht, sofern man diese Bezeichnung gebrauchen darf für jene großen Abschnitte, die er 1966, 1968 und 1975 im Rahmen des von Hubert Jedin geleiteten „Handbuchs der Kirchengeschichte“ schrieb, und die zusammen mit den übrigen Beiträgen dieses Handbuchs in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Wie jede Kirchengeschichte hat auch diese einen klaren Standpunkt, dem jede modernistische Haltung gegenüber der Kirche fehlt: Es ist die Sicht des Kenners der kirchengeschichtlichen und dogmatischen Quellen, der seinen Standort in Konstantinopel hat, aber (im Gegensatz zu den byzantinischen Theologen) sehr genau weiß, wie die römische Kirche denkt.

Mit dieser Gesamtdarstellung endet aber Becks kirchengeschichtliches Wirken keineswegs.

Der politische Auftrag der byzantinischen Missionierung ist in den letzten Jahrzehnten in zahlreichen Arbeiten und unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt worden. Es sollte aber an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass es Hans-Georg Beck war, der dieses Thema erstmals auf der 14. „Settimana di Studio“ in Spoleto 1966 aufgegriffen und in diesem Beitrag die Grundlagen für ein neues Verständnis der byzantinischen Missionierungspolitik gelegt hat. Die spätbyzantinische Kirchenpolitik und im Besonderen die verschiedenen Probleme der Union zwischen der östlichen und westlichen Kirche spielen sich vor dem Hintergrund der vermeintlichen Macht des Kaisers und jener des Papstes ab. Die Realität bestand allerdings im Verlust der kaiserlichen und der päpstlichen Macht. Dieses Faktum ist der westlichen und der östlichen Kirchengeschichte erst bekannt geworden, nachdem Beck eine kurze, aber grundlegende Studie veröffentlichte, die den Titel „Byzanz und der Westen im Zeitalter des Konziliarismus“ trägt.

V.

Theologie ist für Hans-Georg Beck auch Gesellschaftsgeschichte gewesen, im doppelten Sinn: die Bedeutung theologischen Denkens für die byzantinische Gesellschaft und die Bedeutung dieses Denkens für unsere Gesellschaft, um Byzanz besser zu verstehen. Von dieser „theologischen Gesellschaftsgeschichte“ soll der letzte Abschnitt handeln. Ich habe, sicher etwas subjektiv, dreizehn Titel gezählt, die man unter dieser Rubrik einreihen könnte. Sicher ließen sich diese auch Kategorien der theologischen Forschung wie Dogmatik, Liturgie oder Exegese zuordnen. Aber Beck hat sie nicht unter diesem Aspekt geschrieben und die Forschung hat sie nicht unter diesem Gesichtspunkt aufgenommen. Sie hat sie vielfach überhaupt nicht rezipiert! Ich kann an dieser Stelle nur einige wenige Beispiele herausgreifen. Beck hat seine Sicht der byzantinischen Welt in zwei Publikationen ganz unterschiedlicher Art einer größeren Öffentlichkeit mitgeteilt. In beiden Bänden ist der Theologie breiter Raum gewidmet. In seinem sicher am meisten verbreiteten Werk mit dem Titel „Das byzantinische Jahrtausend“ ist eines von neun Kapiteln mit „Theologie“ überschrieben. In einem einleitenden Satz definiert Beck, was er vermitteln will: „Hier geht es keinesfalls um ein christlich religiöses Verständnis der byzantinischen Theologie seitens des Westens oder des Ostens von heute (oder gar des Verfassers), es geht nicht um richtig oder unrichtig, sondern zunächst um die Voraussetzungen, unter denen die byzantinischen Theologen ans Werk

gingen, und um das Bild, das sich der Historiker davon machen kann“. In einem weiteren Werk mit dem bescheidenen Titel „Byzantinisches Lesebuch“ bringt er Übersetzungen ausgewählter Autoren, die, wo es um Theologie und Religion geht, unter drei Überschriften aufgeteilt sind: (1) Theologie und geistliches Leben, (2) Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind und (3) Vom Leben der Mönche. Schon die Titel lassen erkennen, wohin der Übersetzer den Leser führen will: nicht zur Theorie, sondern zur Veranschaulichung der Theologie. Im Sinne modernen christlichen Denkens geht Beck auch heiklen Fragen wie „Christentum und Erotik“ nicht aus dem Weg. Sein „Byzantinisches Erotikon“ wurde zunächst nicht als Buch für ein breites Publikum geschrieben, sondern erschien (1984) als eine Schrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Es trägt den Untertitel: „Orthodoxie, Literatur, Gesellschaft“. Beck zeigt, auf welche Weise die Kräfte der Erotik den Widerstand der orthodoxen Kirche zu überwinden suchten. Zwei Jahre später (1986) erschien die Abhandlung, nun ohne Untertitel, aber mit einem Titelbild (Abb. 8). Es wurde ein großer Publikumserfolg und erfuhr sogar eine italienische Übersetzung.

Näher zur Theologie steht eine andere Abhandlung aus dem Jahr 1975, die auf viel Unverständnis und auch offene Ablehnung stieß: „Von der Fragwürdigkeit der Ikone“ (Abb. 9). Es war eher der Titel, der Kritik auslöste. Wie kann etwas „fragwürdig“ sein, was sich allgemeiner Verehrung erfreut, ganz zu schweigen von ihrer Beliebtheit heute in vielen Kreisen, die sie mit der Orthodoxie selbst identifizieren? „Die Schaulenken sind voll von Ikonenbüchern, fast jedes Jahr kennt ein paar neue“, sagt Beck in der Einleitung, stellt dieser Aussage aber gleich eine andere entgegen: „Die Ikone gehört ihrem Wesen nach zunächst in den religiösen Bereich“. Diesen „religiösen Bereich“ untersucht Beck. Die Ikone löst das Wort ab, das immer der Gefahr der falschen Interpretation ausgesetzt war. Ihre Verehrung ist ein Ergebnis der Volksfrömmigkeit, sie entspricht dem Bedürfnis zu sehen und zu tasten, aber die Theologie bedarf der Ikone nicht. Aber trotzdem wurde die Abhandlung nicht verstanden und kaum von der Forschung beachtet.

Der Gefahr, die das Wort mit sich bringt, gelten die letzten großen Arbeiten Becks. Das Wort, das von der offiziellen Meinung der Kirche abweicht stempelt den, der es vertritt, zum Ketzer. Der Ketzer wird von der Kirche verurteilt und der staatlichen Justiz überantwortet. Beck widmete sich der Frage wiederum – zunächst – in einer Akademieschrift (1987), deren Titel bewusst die Nähe zum Ketzertum im lateinischen Westen betont: „Actus Fidei. Wege zum Autodafé“. Beck arbeitete das Thema zu seiner letzten Monographie (1993) aus: „Vom Umgang mit Ketzern. Der Glaube der kleinen Leute und die Macht der Theologen“. Es ist ein Versuch, der Meinung der nicht offiziellen Kirche Gehör zu verschaffen und ihr Verständnis entgegenzubringen. Es geht letztlich um eine Ablehnung der „Institution Kirche“. Diese Ablehnung verbindet das Buch mit der Person Hans-Georg Becks. Der Umschlag des Buches ist die „Ikone“ (hier natürlich das Portrait-Gemälde), welche das Wort ersetzt: Brustbild des Kardinalinquisitors Don Fernando Nino de Guevara von El Greco (Abb. 10). Beck hat das Bild nicht selbst ausgewählt, sondern der Verleger schlug es vor. Warum an dieser Stelle ein Symbol westlicher Kirchenmacht? Beck stand, auch 1993, selbst noch unter der Macht der römischen Theologen, und erst sein Tod beendete den kirchlichen Prozess.

Becks theologisches Werk hat keine unmittelbare Fortsetzung gefunden. Seine Position bestand auch in einer persönlichen Auseinandersetzung mit Kirche und kirchlicher Macht als Institution. Auch dieses Faktum schließt die Bildung einer „Schule“ fast notwendig aus. Eine Überarbeitung seines theologischen Handbuchs wollte er weder selbst übernehmen noch anderen überlassen. Sein Vorbild wirkte aber auf Nachbarbereiche der orthodoxen Kirche ein. Gerhard Podskalsky hat Becks theologisches Handbuch in drei Bänden auf die Bereiche Bulgarien, Serbien, Russland und Griechenland ausgeweitet. Ein neues Handbuch „La théologie byzantine et sa tradition“ ist ein Werk mehrerer Autoren, und geht andere Wege als Becks Darstellung, die an dieser Stelle nicht zu diskutieren sind. Becks Lebenswerk besteht

nicht nur in der theologischen Auseinandersetzung mit Byzanz. Er hat bleibende Arbeiten zur Staats- und Verfassungsgeschichte und zum Verständnis der byzantinischen Literatur hinterlassen, aber auch ein Handbuch der volkssprachlichen Literatur in Byzanz geschrieben. Sein deutlicher Schwerpunkt bleibt jedoch Kirche und theologisches Denken.

Der Vortragende ist, wie man weiß, nicht Theologe, und ein Urteil über den Theologen Hans-Georg Beck steht ihm daher nicht zu. Aber wollte Beck wirklich Theologe sein? Ich glaube kaum, und seine eigenen Äußerungen unterstützen diese Vermutung. Aber er betonte immer, dass Glaube und theologisches Denken ein immanenter Bestandteil aller Schichten der byzantinischen Gesellschaft sind. Er hat diese Mission in seinen Schriften wiedergegeben und der modernen Byzanzforschung damit eine neue Gewichtung gegeben.